

Wöchentlich 65 Pf., monatlich 1,60 Mk. im voraus zahlbar. Postbezug 4,32 Mk. einschließlich. Auslandsendungen monatlich 6.— Mk. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Feiertags. Die Abendausgabe für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“, illustrierte Beilagen „Bild und Zeit“ und „Kinderfreund“, Ferner „Unterhaltung und Rätsel“, „Freizeitstimme“, „Lehrling“, „Blick in die Zukunft“ und „Jugend-Vorwärts“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Montag
15. Oktober 1928
10 Pfennig

Die einseitige Kompartimentierung des Pfennigs, die am 1. 10. 1928 in Kraft trat, hat die Ausgabe des „Vorwärts“ für den 15. Oktober 1928 auf 10 Pfennig erhöht. Die Ausgabe des „Vorwärts“ für den 16. Oktober 1928 wird auf 10 Pfennig herabgesetzt. Die Ausgabe des „Vorwärts“ für den 17. Oktober 1928 wird auf 10 Pfennig herabgesetzt.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Köhler 293-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postfachkonto: Berlin 87886. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten Wallstr. 66. Diskontogesellschaft, Postfach 10000 Berlin

Vor der amerikanischen Küste.

Landung vor heute abend nicht zu erwarten.

Nach der leichten Beschädigung, die das Luftschiff „Graf Zeppelin“ am Sonnabend abend erlitt, ist es in der Nähe der Bermudas-Inseln in einen schweren Sturm geraten, der seine ohnedies geminderte Geschwindigkeit noch weiter herabsetzte. Es begann dann ein Kreuzen über den Inseln, um dem Sturm auszuweichen, so daß am Sonntag und in der Nacht nur eine sehr geringe Flugstrecke zurückgelegt werden konnte. Heute früh befand sich das Luftschiff aber bereits nordwestlich der Bermudas-Inseln mit direktem Kurs auf New York, dessen Flughafen Lakehurst in den Abendstunden erreicht werden dürfte.

Funkprüche über den Standort.

Nach einer mittags eingetroffenen Meldung hat das Luftschiff „Graf Zeppelin“ um 1/10 Uhr vormittags unserer Zeit an das amerikanische Marineministerium gefunkt, daß sein Standort um diese Zeit ungefähr 400 Kilometer östlich von Kap Hatteras gewesen sei und daß es jetzt nordwestlichen Kurs auf Lakehurst halte. Nach dieser Meldung, die von verschiedenen Seiten bestätigt wird, befand sich das Luftschiff also um die angegebene Zeit 750 Kilometer vom Flughafen Lakehurst entfernt und es muß danach in den letzten Stunden mit einer Geschwindigkeit von rund 75 Kilometern in der Stunde gefahren sein. Wenn es diese Geschwindigkeit beibehält, könnte das Luftschiff ungefähr um 8 Uhr abends unserer Zeit in Lakehurst eintreffen.

Auf der Werftstation in Friedrichshafen ist ein Funkpruch der amerikanischen Marine eingetroffen, wonach heute um 3 Uhr mittlereuropäischer Zeit der „Graf Zeppelin“ sich 270 Kilometer nordwestlich der Bermudas-Inseln in Richtung Kap Hatteras befindet. Nach den bis heute vormittag vorliegenden Wetternachrichten ist das Schiff gezwungen worden, infolge sehr starker Nordwestwinde nach Süden abzubiegen. Es sucht jetzt ein südliches Hochdruckgebiet auszunutzen und Kap Hatteras zu erreichen, wo es etwa gegen 12 Uhr mittlereuropäischer Zeit eintreffen soll. Von da ab wird es dann direkten Kurs nach Lakehurst nehmen. Die Strecke zwischen Hatteras und Lakehurst beträgt 500 Kilometer. Es wird hier angenommen, daß das Schiff mit halber Geschwindigkeit fährt und daß die Motoren stark abgedrosselt arbeiten. Heute nachmittags gegen 14 Uhr werden neue Wetternachrichten erwartet, woraus man endgültig über das an der Ostküste der Vereinigten Staaten herrschende Wetter im Klaren sein wird.

Der Kommandeur von Lakehurst, Jackson, erhielt von Commander Rosenbahl von Bord des „Graf Zeppelin“ einen Funkpruch, nach dem sich das Luftschiff 5,15 Uhr amerikanischer Zeit (23,15 Uhr mittlereuropäischer Zeit) 10 Meilen südwestlich von den Bermudas-Inseln mit Kurs auf Lakehurst befand. Rosenbahl teilt außerdem mit, daß das Luftschiff wahrscheinlich nicht vor Montag nachmittags in Lakehurst eintreffen wird.

Nach einer anderen Meldung wurde der „Graf Zeppelin“ gegen 23 Uhr mittlereuropäischer Zeit über den Bermudainseln gesichtet. Der Himmel war bewölkt. Der Gegenwind betrug 18 Stundenmeilen. Das Barometer fällt. Das Luftschiff verschwand in westlicher Richtung.

Heute etwa 100 Stunden unterwegs.

Heute mittags 12 Uhr ist das Luftschiff „Graf Zeppelin“ etwa 100 Stunden unterwegs. Das ist ungefähr dieselbe Zeit, die der „Z. R. 3“ vor vier Jahren für seine Fahrt von Friedrichshafen nach Lakehurst gebraucht hat. „Z. R. 3“ brauchte allerdings bei weitem nicht so große Umwege zu machen wie „Graf Zeppelin“, der nach seinem Standort vom Sonntag früh 3 Uhr schätzungsweise bereits über 8000 Kilometer zurückgelegt hatte und nach seinem mühseligen Standort nach 80stündiger Fahrt ungefähr 8000 Kilometer bewältigt haben dürfte. Diese Angabe kann sich allerdings nur auf ungefähre Berechnungen stützen, da man ja nicht weiß, wie groß im einzelnen die Umwege bei lokalen Störungen waren, und da die bekanntgewordenen Standortmeldungen sich verschiedentlich widersprachen. Immerhin dürfte die Berechnung, daß bisher 8000 Kilometer zurückgelegt sind, der Wirklichkeit ziemlich nahekommen. Die ganze Strecke von Friedrichshafen nach New York, die auf der normalen südlichen Route etwa 7500 Kilometer umfaßt, ist nach den Berechnungen der Sachverständigen durch die Umwege auf etwa 10 000 Kilometer verlängert worden, also um ein ganzes Drittel der normalen Route. Auch mit diesen Berechnungen würde übereinstimmen, daß das Luftschiff heute etwa 100 Stunden unterwegs ist.



Das strahlende Berlin

Das Opernhaus (links), die Nationalgalerie (rechts) im Glanz festlicher Bestrahlung
Unten: Einer der illuminierten Straßenbahnwagen in Fahrt

Schätzung der bisher zurückgelegten Strecke übereinstimmen. Da der „Graf Zeppelin“ auf dem letzten letzten Teil der Fahrt durch schwere Gegenwinde gehemmt wurde, so kann man annehmen, daß er in New York erst eintrifft, wenn dort bereits vollkommene Dunkelheit eingetreten ist.



Der Amerikaflug des „Graf Zeppelin“.

heit herrscht, nämlich frühestens in den späten Abendstunden New-Yorker Zeit. Es wäre also durchaus denkbar, daß Dr. Eckener direkt nach Lakehurst fährt, um die Zeit der reinen Fahrtdauer festzustellen, und dann während der Nacht über dem Festland kreuzt, um den New-Yorkern das erwartete Schauspiel des Besuchs in den Morgenstunden des Montag zu bieten.

Zeppelin schweigt!

Weil die Zeitungszentralen es so wollen.

„Associated Press“ meldet aus Lakehurst: Das funktentelegraphisch zu wiederholten Malen an den Zeppelin gerichtete Ersuchen der Flugplatzleitung um genauere Informationen wurde stets nur etwa wie folgt beantwortet: „Zu beschäftigt mit Uebermittlung von Pressematerial, um euch zu antworten.“ Dr. Eckener hat bisher nur eine Positionsangabe gesandt, und auch diese erst auf dringenden Wunsch des Kommandanten

der Flugstation. Offenbar hindern ihn seine anscheinend sehr engen Bindungen an einige Zeitungszentralen, selbst diese für die Vorbereitungen unerlässlichen Mitteilungen zu machen. Auch die oben erwähnte Angabe ging nicht hierher, sondern an das Marineamt.

Es muß als skandalös bezeichnet werden, daß das aus einer Volkssammlung und zum Teil mit Reichszuschüssen erbaute Schiff seine Nachrichten und sogar die für die Landung so wichtigen Standortmeldungen der Öffentlichkeit vorenthält. Das verwerfliche Verhalten der drei großkapitalistischen Zeitungverleger, deren Mitarbeiter sich an Bord des Schiffes befinden und die ganze Funkanlage für sich beanspruchen, verdient energische Zurückweisung durch die gesamte Öffentlichkeit. Ein aus Volksmitteln entstandenes Luftschiff darf nicht als Mittel zur Profitsteigerung einiger Großkapitalisten dienen.

Der Berliner Rundfunk hat die Absicht, die Landung des Luftschiffes in New York bei günstigen Funkverhältnissen zu übertragen.

Der Generalstreik in Lodz.

Warschau, 15. Oktober.

Der Generalstreik in Lodz ist heute früh in seiner ganzen Schärfe ausgebrochen. Sämtliche Betriebe und Bureaus liegen still. Auch die städtischen Beamten haben sich, mit Ausnahme der Angestellten der sozialen Fürsorgeabteilung, die die Unterstützungsfunktion für die Streikenden besorgt, Geld und warme Speisen verabfolgt, dem Streik angeschlossen.

Das Telephonamt, in dem die Angestellten die Arbeit ebenfalls niedergelegt haben, ist von Militär besetzt worden, das die wichtigsten Verbindungen besorgt. Diese Verwendung von Soldaten als Streikbrecher hat unter der Arbeiterschaft große Erregung hervorgerufen.

Die Lage ist als überaus beunruhigend anzusehen, zumal ein erneuter Vermittlungsversuch der Regierung abermals an der unannehmlichen Haltung der Textilindustriellen scheiterte, die eine Diskussion über die Sozialforderungen der Arbeiter von der sofortigen Wiederaufnahme der Arbeit abhängig machen, von einer Lohn-erhöhung aber weiterhin nichts hören wollten.

Der französische Journalist Desprez wurde von seinem Posten entlassen, weil er ohne dessen Wissen und gegen Bezahlung den Auslandsberichterstatter Hagen informiert hat.

Gattenmord am Alexanderplatz.

D-Zug-Unglück bei Stuttgart.

Berichte 2. Seite.

Das Ende der Presse.

Massenandrang zum Abschluß.

Köln, 15. Oktober. (Eigenbericht.)

Die festlichen Veranstaltungen, wie sie begannen, ist die „Presse“ am Sonntag in Köln beendet worden. Am Vormittag war eine Schlußfeier im großen Messesaal, in der nicht weniger als sieben Reden gehalten wurden. Bemerkenswert sind die Ansprachen des Kölner Oberbürgermeisters Adenauer, des Reichsinnenministers Severing und des holländischen Pressekommissars. Adenauer bezeichnete als Zweck der Ausstellung, möglichst viele Angehörige fremder Staaten und Völker, Männer und Frauen von politischer Erfahrung und Beobachtungsgabe nach Köln und nach Deutschland zu führen, damit sie erkannten, wie und was das heutige Deutschland ist. Bewußt wollten wir der Völkerverständigung und der Völkerverständigung dienen, der Sache des Friedens und der Gerechtigkeit der Menschheit, das waren unsere Gedanken und Ziele. „Ich habe auch die starke und ständige Bewußtheit, daß unsere Arbeit nicht umsonst gemacht ist. Nicht spurlos soll diese Ausstellung in das Nichts zurückfallen, eine dauernde Frucht soll sie tragen: das Internationale Zeitungs- und Verlagswesen an der Universität Köln, das wir in diesem Winter errichten wollen.“

Der holländische Pressekommissar hielt eine äußerst eindrucksvolle Rede. Die „Presse“ habe viel zur Verständigung der Völker untereinander beigetragen. Sie habe dem Völkerverständigungsgedanken mehr Freunde zugeführt, als viele Ministerreden und lange diplomatische Kistenstücke es zu tun vermöchten. Die Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Mit Beifall empfangen wurde auch Reichsinnenminister Severing. Er begann humorvoll, indem er sagte, daß er als Reichsminister die Aufgabe habe, als Rechnungsprüfer aufzutreten. Wenn er Reichsinnenminister wäre, würde er der Ausstellungsleitung für das gute Gelingen Entlastung erteilen. Die Rede Severings befruchtete die Friedenswirkung der Presse mit sehr starkem Nachdruck. Es könne sich aber nicht nur darum handeln, eine Verhöhnung der Völker herbeizuführen, auch eine Volkserziehung im Innern sei notwendig. Severing schloß mit herzlichem Dank für das großartige Werk der Presse, das noch lange fortwirken werde. Er wünschte der Ausstellungsleitung Glück für die große Ausstellung „Die neue Zeit“ im Jahre 1932.

Am die Feier schloß sich ein Frühstück, bei dem der Reichskommissar Kitz und der preussische Staatskommissar, Oberpräsident der Rheinprovinz Fuchs, ebenfalls Anreden hielten.

Der Ansturm am letzten Tage der „Presse“ ist ungeheuer. Der Andrang in den Ausstellungshallen war geradezu bedrückend. Das „Haus der Arbeiterpresse“ zählte am letzten Tage 3000 Besucher. Noch um 7 Uhr abends drängte sich die Menge, um den bekannten Film „Am Anfang war das Wort“ zu sehen.

Generalratswahlen in Frankreich.

Bisher sind 76 Sozialisten gewählt.

Paris, 15. Oktober. (Eigenbericht.)

Gestern fanden in ganz Frankreich mit Ausnahme von Paris und dem Seine-Departement Neuwahlen zu den Generalräten statt. Es galt, die Hälfte der Generalratsmitglieder, genau 1511 an der Zahl, neu zu wählen. Die Wahlen hatten trotz starker lokaler und persönlicher Einflüsse ein politisches Interesse, da die Generalräte es sind, die den Senat zu wählen haben. Die 1511 auszubewählenden Sitze verteilten sich bisher auf die einzelnen Parteien wie folgt: 432 auf die Rechte, 405 auf die Mitte, 460 auf die Radikalen, 53 auf die unabhängigen Sozialisten, 112 auf die Sozialisten, 19 auf die Kommunisten.

Ueber den Ausfall der gestrigen Wahlen kann man sich vorläufig noch kein klares Bild machen, da einmal sehr viele Stichwahlen notwendig sind und da andererseits die parteipolitische Zugehörigkeit manches Gewählten nicht klar ersichtlich ist. Die Wahlbeteiligung betrug etwa 75 Proz. In Zwischenfällen kann es nur in Paris, auf der Insel Korsika, wo bei einem Streit im Wahlbureau der Wahlleiter gestört und zwei seiner Helfert schwer verletzt wurden. Nach dem Gesamteindruck kann man sagen, daß große politische Veränderungen nicht eingetreten sind, vielmehr aber hat sich doch eine gewisse Strömung für eine Konzentration nach der Mitte zu bemerken gemacht.

Paris, 15. Oktober.

heute veröffentlicht eine neue Aufstellung über die Ergebnisse der Generalratswahlen. Von den 1511 Mandaten liegen die Ergebnisse für 1259 vor. Davon müssen in 201 Fällen Stichwahlen stattfinden. Im übrigen verteilen sich die Ergebnisse folgendermaßen: Rechtsstehende 38 (Gewinn 5, Verlust 9); Rechtspublkaner 253 (Gewinn 41, Verlust 36); Linksrepublikaner 157 (Gewinn 16, Verlust 31); Rechtsradikale 117 (Gewinn 22, Verlust 17); Radikale 372 (Gewinn 45, Verlust 48); Sozialrepublikaner 36 (Gewinn 7, Verlust 7); Sozialisten 76 (Gewinn 22, Verlust 9); Kommunisten 7 (Gewinn 1, Verlust 2).

Symptome.

Massenstreik der kommunistischen Wähler gegen die SPD.

Sonabend und Sonntag sollten nach dem Willen der Kommunisten „Großkampftage“ für ihr Volksbegehren sein. Es sangte aber nur zu einer Großfeier. Am Sonnabend versammelten sich rund 3000 ein, am Sonntag 67500. Beim Volksentscheid über die Parteienabstimmung waren die entsprechenden Resultate des 11. und 12. Einzeltages: 217 000 (Sonntag) und 155 000. In ganz Groß-Berlin hatten sich bis Sonntag einschließlich für das kommunistische Volksbegehren 260 000 Wähler eingetragen. Beim Volksentscheid gegen die Parteienabstimmung waren es in 12 Tagen 1 1/2 Millionen Wähler, also rund eine Million mehr! Noch immer sind erst circa 40 Proz. der kommunistischen Wähler zum 20. Mai, noch nicht die Hälfte, zur Einzeltage gegangen. Ueber 50 Proz. der kommunistischen Wähler streikten gegen ihre eigene Partei.

Im Reich sieht es noch viel trüblicher für die SPD aus. Das kommunistische Parteitagblatt bringt als einzige und angebliche „Siegesmeldung“ eine Nachricht aus Stuttgart, wo sich bis Sonntag einschließlich 7818 eintrugen. Bei der letzten Reichstagswahl erhielt die SPD in Stuttgart 27 500 Stimmen. Der „Steg“ besteht also darin, daß über zwei Drittel der kommunistischen Wähler sich bis Sonntag noch nicht eingetragen hatten.

In Köln gar erst ein Siebente!

Köln, 15. Oktober. (Eigenbericht.)

Das bisherige Resultat des kommunistischen Volksbegehrens in Köln ist bis zum 12. Tage 6315 Eintragungen. Bei der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 erhielt die kommunistische Partei in Köln 43 756 Stimmen, des Volksbegehren zur Parteienabstimmung

Gattenmord am Alexanderplatz.

Des Totschlags an der Tochter verdächtig, die Frau erwürgt.

Ein neues Kapitalverbrechen wurde am gestrigen Sonntag in später Abendstunde in der Preagauer Straße in der Nähe des Alexanderplatzes entdeckt.

Der Fahrstuhlführer Karl Kurosch im Hause Preagauer Straße 38 hatte am 29. Januar seine 14jährige Stieftochter angeheulend in Rotweide erschlagen und war noch einer wehrwüchtigen Untersuchungsstaffel einmitleidig auf freien Fuß gesetzt. Die Verhandlung gegen ihn sollte demnächst stattfinden. Seine Frau hatte feierlich der Kriminalpolizei bezeugt, daß ihre Tochter ein sehr zorniges Mädchen gewesen sei, so daß ihr Mann sich tatsächlich in Rotweide befinden haben könne. Kam hat gestern die Frau selber von seiner Hand den Tod gefunden.

Um 2 Uhr nachmittags kam Karl Kuroschs Bruder Franz in die Wohnung und fand Karl Kurosch allein zu Hause. Karl sagte ihm, er wisse nicht, wo seine Frau geblieben sei, er fürchte, daß sie überfahren sei und hat Franz ihn nach dem Krankenhaus am Friedrichshain zu begleiten, um sich dort zu erkundigen. Beide gingen hin und erfuhr, daß Frau Kurosch nicht da sei. Sie suchten dann die Bernhardsstraße im Volkelpredium und erhielten die Auskunft, daß auch dort nichts bekannt sei. Der Beamte dachte an eine Falschmeldung eines Einbrochers und empfahl, gleich nach Hause zu gehen und nach dem Rechten zu sehen. Während Karl Kurosch noch zurückließ, eilte Franz nach der Wohnung, fand aber nichts Auffälliges. Er warf nur einen Blick in das Zimmer des Bruders, ohne sich näher anzusehen. Karl kam nun nicht wieder. Erst um 6 Uhr abends erschien er etwas angekommen in einer Schankwirtschaft, die im Hause liegt, führte mirre Reden und fragte den Wirt, ob seine Frau wohl sterben werde. Abends um 11 Uhr besuchte Franz Kurosch dasselbe Lokal, hörte von den sonderbaren Aussagen seines Bruders und ging wieder hinaus, um genauer nachzugehen. Als er dabei auch die Bekannte zurückließ, fand er seine Schwägerin tot daliegen. Sie war erwürgt worden. Franz Kurosch machte dem Reiner Anzeige und dieses benachrichtigte die Nordkommission. Die Kriminalkommissare Dr. Wächter und Rebe erschienen mit mehreren Beamten und nahmen den Befund auf. Wahrscheinlich hat Kurosch seine Frau im Schlafe erwürgt. Er behauptet, daß er und seine Frau gemeinsam hätten sterben wollen. Er sei aber nicht mehr dazu gekommen, auch seinem Leben ein Ende zu machen. Bei dieser Verteidigung bleibt er mit großem Geschick. Kurosch, der als Fahrstuhlführer verunglückt und seitdem von der Unfallrente lebt, soll im Hause als robuster Mensch bekannt sein.

Eisenbahnunfall bei Stuttgart.

16 Leichtverletzte.

Der D-Zug 278 Immendingen—Stuttgart ist am 14. Oktober um 1 Uhr mittags bei der Einfahrt in Nord auf eine Lokomotive aufgefahren. Die bei einer Rangierbewegung im Nebengleis über das Sperrsignal hinausgefahren war. Infolge des Anpralls sind 14 Reisende sowie der Zugführer und ein Schaffner des D-Zuges leicht verletzt worden. Größere Verletzungen hat niemand erlitten. Die beiden Lokomotiven, der Speisewagen und ein Personenzug des Schnellzuges sind beschädigt worden. Der Sachschaden ist im ganzen gering. D 278 konnte mit einer Verspätung von 35 Minuten weiterfahren. Der Personenzug 774 erlitt

Exportfirma Wilhelms Eibam & Co.



Der Braunschweiger: „Du hast ganz recht, lieber Schwiegerpapa: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben — und nicht sein Kunstbesitz!“

jähle 136 282 Einzelmengen. Ebenso niederstehend für die SPD ist das Eintragungsergebnis im Landkreis Köln. In der Bürgermeisterei Huerich, dem höchsten Stimmbezirk der Kommunisten im Landkreis, ergaben die Kommunisten am 20. Mai 2578 Stimmen, bis jetzt aber haben sich nur 537 zum Volksbegehren eingetragen lassen.

Stahlhelmpreite in Halle.

Der „große Tag“ ein schmäbliches Fiasto.

Halle, 15. Oktober. (Eigenbericht.)

Wie nicht anders zu erwarten, ist der mittelhäufige Sporttag des Stahlhelms ein trauriges Dummver geworden, das den Kitzler dieser Degeneration deutlich zeigt. Die mehrlachen Aufforderungen des Stahlhelms an die Einwohner, sich zu zeigen, sind nahezu ungehört verhallt. In ganzen Stadtvierteln sah man nicht eine einzige Fahne. Die Geschäftsleute, auch diejenigen, die

infolge Abwartens eines Erfolges für die beschädigte Lokomotive eine Verspätung von einer Stunde. Sonstige Betriebsstörungen sind nicht eingetreten.

Vom eigenen Zug totgefahren.

Auf dem Schließlichen Bahnhof machten Bahnbeamte heute früh einen graufigen Fund. Auf dem Boerortgleisen entdeckte man am Ende des Bahnhofs C die schwer zerstückelte Leiche eines Eisenbahnbeamten. Wie bald festgestellt werden konnte, handelte es sich bei dem Toten um den Eisenbahnbediensteten Albert Rai aus der Jostener Straße. Er hatte während des Sonntags Dienst und begleitete den Vortzug 4446 auf der Strecke Königswinterhausen—Schließlicher Bahnhof. Nach dem Befund ist Rai das Opfer eines Unglücksfalles geworden; er ist bei der Einfahrt des Zuges auf dem Schließlichen Bahnhof wahrscheinlich vom Triebtrieb gestürzt, überfahren und auf der Stelle getötet worden.

Eine unglückliche Probefahrt.

2 tote, 21 Verletzte auf einem Motorschiff.

Das auf der Werft von Blohm u. Voß in Hamburg gebaute Motorschiff „Kungsholm“ erlitt bei einer Probefahrt durch eine Mainexplosion einen schweren Schaden. Der von einer dänischen Firma gelieferte Motor verlor. Ein Zylinderkopf wurde plötzlich abgerissen und durch das Deck geschleudert. Dabei lag eine drei Meter lange eiserne Deckplatte bis zur Höhe der Antenne. Die Verluste betragen zwei tote und 21 Verletzte. Bei den Toten handelt es sich um den Schweden Perzon und den Dänen Bornemann. Unter den Verletzten sind folgende Deutsche: Solloch, Müller, Brill, Hünigge, Kramer, Angrobel, Sübricht und Feuerwehrrhauptmann Klepp. Die Verletzungen sind in der Hauptsache Rippenbrüche, Quetschungen und Gehirnerschütterungen.

Das Eisenbahnunglück in Charfield.

Bisher 21 Tote geborgen.

London, 15. Oktober.

Das Eisenbahnunglück bei Charfield in Gloucestershire (England) hat sich als schwerer herausgestellt, als die ersten Meldungen erkennen ließen. Es ist eine Anzahl weiterer am Teil vollständig zerstörter Leichen geborgen worden, und die Zahl der Toten ist dadurch auf 21 gestiegen. Es wird angenommen, daß noch weitere Leichen unter den Trümmern liegen. Der Güterzug setzte sich vorwiegend aus Petroleumtankwagen zusammen, die sofort nach dem Zusammenstoß mit dem Personenzug Lichteröl brannten.

Dem Gedächtnis Amundsens.

Oslo, 14. Oktober.

Zum Gedächtnis des bei den Nachforschungen nach der Italo-mannschaft ums Leben gekommenen Polarforschers Roald Amundsen wurde hier heute abend eine eindrucksvolle Feier abgehalten, die mit einem Fackelzuge eingeleitet wurde. Nach der Gedächtnisrede des Majors Ingvald Gran herrschte unter den vielen Teilnehmern, die sich an der Feier beteiligten, mitunterlanges, andachtsvolles Schweigen.

zu den direkten Lieferanten des Stahlhelms gehören, hatten verabredungsgemäß das Hülsen der schwarzweissen Fahne unterlassen. So täglich wie die Beflaggung, so täglich war die Beteiligung. Vier Hohenzollernhöfne, darunter der Knabe mit dem Demelo-Gesicht, ferner der ehemalige Serenistatist von Koburg, die Generäle Watter, Goltz, Wodensen und einige andere Korpschäfer waren anwesend, ohne nennenswerte Anziehungskraft auszuüben.

„Tausend Stahlhelmführer in Halle“, so verkündete die Stahlhelmpresse, um schließlich leinlaut zugeben zu müssen, daß nur hundert zusammen waren. Herr Düsterberg war sehr aufgebracht, er forderte schärfsten Kampf gegen die sozialistische Presse. Da seine Mittel im Diesseits sichtbar schwinden, rief er den lieben Gott zu Hilfe und erwarb die Herbeiführung seines neuen Vaterlandes von der religiösen Vertiefung des Stahlhelms. Nach dieser teils heiteren, teils erschütternden Epifode fand abends Fackelzug und logenannter großer Zapfenstreich statt. Die Beteiligung war so jämmerlich, daß in keinem Bezirk Zahlen veröffentlicht werden. Der sonst so großmäulige Stahlhelm, Bund deutscher Frontsoldaten, brachte nur 600 Fackelträger auf die Beine. Unterwegs gab es noch, wie üblich, etwas Prügelei mit den Kommunisten, wobei ein Stahlhelmer einen Messerstich in den Kopf erhielt und ein anderer leicht verletzt wurde. Am Sonntag war in Halle vom Stahlhelmsporttag so gut wie nichts zu merken. Das Glanzstück war die Fohnkompanie, im übrigen sehr viel Polizei. Wenn sich nicht einige tausend Reuglerige, die überall dabei sein müssen, auf der Heimbahn eingefunden hätten, wäre die logenannte Stahlhelmsintendenz vollends in der Verlesung verschwunden. Düsterberg war, obwohl ihn die Demelo-Sonne des Kaiser Kronpräsidenten beschien, wegen der schwachen Beteiligung und der offensbaren Interesslosigkeit der Bevölkerung sehr erbost. Er schimpfte auf die „Freiheit der Gemäßigten“, behauptete, einen unerschütterlichen Glauben an den gerechten Gott zu haben und erklärte dreispurig, die Hindernisse beseitigen zu wollen, die sich bei Befreiung Deutschlands entgegenstellten. Dem inneren Feind hat er dabei allerdings nicht gesprochen, wahrscheinlich, weil er sich innerlich selbst nicht ganz auf dem Posten fühlt. Bei dem Ausmarsch aus Halle zeigten sich die turniertrupperten Jungen nicht gerade sehr mutig. Wo sie polizeiliche Hilfe erbeten konnten, machten sie von ihr Gebrauch.

Rote Soldaten in Wien.

Am 15. Oktober haben letztes wähl: Die Wehrmacht Deutsch-Österreich ihre Bestreben: sehr Kampagne, Eskadron usw. einen — Grund genug für den christlich-sozialen Reaktionsführer Baugott, den Wehrminister, die ihm Verdächtigen, d. h. die Sozialisten, in triegstarke Kampagnen zusammenzufassen, dafür aber ihnen „Wehrbüchern“ durch scheinlich keine Wehrkörper ein Bürgerrecht zu geben.

Am vergangenen Freitag benutzten die sozialistischen Wehrmänner gegen dieses System der Wehrprüfung und Auslösung durch imposante Aufmärsche von den Kasernen weg, sogar mit Musik, zu ihrer Verhöhnung. Die Spähleinheit hielt die Gefolken vom Wehrbüchern nicht ab. Obwohl man so viele als möglich durch Kommantierung zum Militär, aber Wehrbüchern nachgaberte, besonders in der Umgebung von Wien, war der große Verfallungsfest rasch überfüllt.

Besuch im Leprotheim

Vor kurzem wurde berichtet, daß die lettische Regierung einen zum Tode Verurteilten begnadigen wolle, wenn er sich zu wissenschaftlichen Versuchszwecken mit der Lepra infizieren lasse. Hier die Schilderung eines Besuchs im Memeler Leprotheim.

Memel, Ende September.

Leprosiengeheißt paßt einen, wenn man nur daran denkt. Reulich erst las man, daß zwei Kinder, die mit nackten Füßen auf einem Verfertepisch gespielt hatten, plötzlich Ausschlag bekamen und ins Leprotheim eingeliefert werden mußten, daß eine Frau, die ihrem Mann zu Liebe an ihren Buskopf einen Zopf aus chinesischem Haar steckte, an Lepra erkrankte. Ihr Schicksal wäre beschieden, die Welt sähe sie nicht mehr, sie fänden ein jämmerliches Ende in den wohlabgeschiedenen Anstalten, in denen kein Gesunder leben könne, in denen auch die Ärzte und die Krankenschwestern Leproskranken seien.

An diese fürchterlichen Dinge mußte ich denken, als ich beim Herangehen vor dem hohen braunen Holzbaum des in einem dichten Walde gelegenen Memeler Leprotheims stand. Kein Christus zieht heute mehr durch die Lande, der nur segnend die Hände zu heben braucht, um die Ausgehenden wieder „rein“ werden zu lassen. Rein, in diesen Heimen, an denen die gesunden Menschen mit einer heiligen Scheu in großem Bogen vorbeigehen, scheitert ärztliche Kunst an der langsam mordenden Krankheit.

Nichts mit den Händen berühren!

Eine freundliche, frisch und gesund aussehende Krankenschwester öffnet die Tür. Ich zeige meinen Erlaubnischein zur Besichtigung der Anstalt. Sie macht mich darauf aufmerksam, daß ich nichts mit den Händen berühren dürfe, und führt mich durch das Heim. Sie tut so, als wenn gar nichts Besonderes dabei wäre, wenn man als Besucher sich hierhin begibt. „Ach, wissen Sie,“ sagt sie, „erst neulich war ein Journalist hier.“

„So,“ frage ich, „wann denn?“

„Na, drei Jahre wird's wohl her sein...“

Die Zeit hat hier ihre Meister gefunden. Man kümmert sich nicht um sie. Drei Jahre — für uns immerhin 36 Monate, hier ist's wie heute und gestern.

Das Heim besteht aus einem Wirtschaftsgebäude, daran anschließend auf der einen Seite die Männerstation, auf der anderen Seite die Frauenstation.

„Frauen sind immer doppelt soviel hier als Männer. Augenblicklich haben wir dreizehn Patienten, neun Frauen und vier Männer. Ich bin hier einundzwanzig Jahre im Heim, außerdem ist eine Kollegin von mir hier, die noch länger Dienst tut. Die Anstalt steht 29 Jahre. Sowohl meine Kollege als auch ich sind kerngesund. Es ist also völlig falsch, wenn man sagt, daß das Pflegepersonal in einem Leprotheim auch krank wäre.“

Wir gehen durch die Krankenstationen. In fast jedem sehr hellen, mit Blumen geschmückten Zimmer stehen zwei Betten, ist ein Schrank, ein Lehnstuhl, hängen Bilder. Jedes Zimmer ist für einen Daueraufenthalt eingerichtet. Jedes Zimmer kann Bände von menschlicher Not und menschlichem Leid erzählen.

Seit fünfundsiebzig Jahren in der Anstalt.

Draußen in der Sonne sitzt ein blinder Mann, der einzige Deutsche — sonst sind nur Kranke aus den Oststaaten da —, der seit fünfundsiebzig Jahren mit einer kurzen Unterbrechung in der Anstalt stationiert ist. Er ist der „Historiker“ des Heims, weiß über die kleinsten Kleinigkeiten genau Bescheid und spricht ein sehr gewähltes Deutsch. Um seinem vergrübten Strohhut hat er ein Netz gehängt, damit die Fliegen ihm nicht in sein zerstreutes und jernartiges Gesicht kommen, seine verkrüppelten steifen Hände, die so aussehen, als hätte man sie gefoch und die völlig gefühllos sind, spielen mit einem dünnen Spazierstöckchen. Er ist sehr erfreut über den Besuch. Er begrüßt mich sehr herzlich.

„Der Presse“, sagt er, „verdankt man einen großen Teil meiner Bildung. Heute hat ja die Presse einen großen Konkurrenz bekommen, das ist das Radio. Die Welt drängt sich durch alle Fugen, auch hier in diese abgelegene Anstalt kommt Kunde, was draußen passiert. Ich bin über alles orientiert. Es ist gut, daß ich noch andere Interessen habe, es wäre ja sonst sehr schlimm, ich müßte dann nur an meine Krankheit denken. Leider kann ich keine Blindenschrift mehr lesen, denn, sehen Sie, meine Hände haben gar kein Gefühl mehr. Das ist mein einziger Kummer. Aber die Hauptsache ist, daß man sich mit dem Leben abfinden kann. Die Schwestern sind so gut zu uns — doch erzählen Sie mir lieber von der Welt, es ist ja wieder sehr unruhig draußen, Polen, Litauen...“

Medikamente haben keinen Zweck.

Wir unterhalten uns über das Memelland. Er ist gut orientiert, spricht mit mir über kulturelle Autonomie und politische Souveränität und erzählt dann wieder von seiner Krankheit. Seine halbe Familie war hier, der Vater und die Schwester, beide sind tot, er ist erblindet. Sieben Jahre hat er im Bett gelegen. Gelenkversteifungen gehabt, heute kann er die Beine wieder bewegen, ohne Medikamente genommen zu haben.

„Medikamente haben gar keinen Zweck. Sehen Sie, wir haben hier eine Frau, sie ist zwanzig Jahre in der Anstalt, sie hat neben vielen anderen Injektionen in dieser Zeit 34 000 (vierunddreißigttausend!) Gramm Antileprolöl, das die Linder bei Leproskranken verwenden und gegen das auch die Wissenschaft nichts einzusetzen hat, geschluckt. Der Frau geht's gar nicht besser.“

(Vierunddreißigttausend Gramm? — Die Schwester nickt zustimmend.) Das Öl wird aus einer Pflanze gewonnen.

„Ich selbst habe mich in Brasilien infiziert. Mein Vater war dort Ingenieur und baute Eisenbahnen. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich nach Deutschland kam und im Rheinland das Gymnasium besuchte. Auf der Untertertia drückte mir einmal ein Mitschüler einen Reihstift in die Hand. Ich fühlte nichts. Das waren die ersten Anzeichen der Krankheit. Später bekam ich Knoten am Hals. Sie brachen auf. Ich hatte die Lepra. Man brachte mich hierher.“

„Man muß drei Arten von Lepra unterscheiden. Die tuberkulöse Lepra, sie liegt in der Haut, bildet äußerliche Knoten, Geschwüre an Händen und Füßen, dann die anästhetische Lepra, sie macht gefühllos, lähmt die Nerven. Es kommt vor, daß man dann die Augenlider nicht mehr schließen kann, die Bindegewebe trocknen aus, man erblindet. Sehen Sie mich... Und dann gibt es noch den Uebergang der einen Art in die andere, die sogenannte gemischte Lepra.“

Ein Opfer, das die Liebe bringt.

Im übrigen ist es völlig absurd, daß Lepra unbedingt ansteckend ist. Als ich vor fünfundsiebzig Jahren hierher kam, lebte hier ein jungverheirateter kranker Mann. Seine Frau, die gesund war, hatte die Erlaubnis erhalten, ihn zu pflegen. Da die dafür festgesetzte Zeit nur beschränkt war, brachte sie das größte Opfer, dessen ein liebender Mensch fähig ist. Sie versuchte sich zu infizieren, um für immer bei ihm bleiben zu können. Sie badete in dem Wasser, in dem ihr Mann gebadet hatte, aß aus dem Geschir, aus dem er gegessen hatte, schlief in den Betten, in denen er schlief, küßte ihn auf seine Wunden — aber sie blieb gesund. Der Mann starb, die Frau lebt noch heute.

Die Krankheit braucht bis zu ihrem Ausbruch mindestens fünf Jahre, es kann aber auch achtzehn oder zwanzig Jahre dauern, bis sich nach der Injektion irgendwelche Anzeichen bemerkbar machen. Es ist also blühender Unsinn, wenn man sagt, daß schon

nach einer Stunde bei der Frau mit dem Zopf oder den Kindern auf dem Verfertepisch sich Lepra gezeigt haben sollte. Lepra, die sich nach einer Stunde zeigt, vergeht auch wieder nach einer Stunde. Außerdem ist es nicht wahr, daß hier jemals — beide Fälle sollen ja in Königsberg passiert sein — Kinder oder besagte Frau mit dem Zopf eingeliefert worden sind. Sagen Sie das bitte den Zeitungslesern. Und fügen Sie hinzu, daß auch die Geschichte von dem Ausbruch der Leproskranken in Südamerika, die die ganze Bevölkerung einer Stadt aus Roche vertrieben haben sollen, ein schlecht erfundenes Märchen ist.“

Ruhig und sachlich erzählte mir der Mann das, der hier jah unter Menschen, mit denen er sich nicht unterhalten konnte, da sie andere Sprachen sprachen, die ihn auch nicht verstehen könnten, wenn er ihre Sprache redete, der nur den Krankenschwestern gelegentlich sein Herz öffnen darf, der ein Philosoph geworden und der ein lustiger Mensch geblieben ist. „Sie sind sozusagen ein Kollege von mir,“ erklärte er mit einem feinen Lächeln, „nur daß ich krank bin und nicht schreiben kann. Aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind. So ein Besuch ist ein Lichtblick in dunklen Tagen.“

Die Glocke läutete zum Mittag. Der Blinde wurde von einer kranken Frau weggebracht. Die Schwester führte mich weiter. Die Kranken sitzen in gemeinsamen Räumen. In einem Zimmer lag eine alte Frau, die einen Schlaganfall gehabt hat. Sie lag ganz unbeweglich. Bald werden nur noch zwölf Kranke in der Anstalt sein...

Der Hauptherd der Krankheit.

Die meisten Kranken sind seit Jahren dort. Nur eine Frau ist im März dieses Jahres eingeliefert worden. Während des fast dreißigjährigen Bestehens des Heims sind insgesamt siebzig Kranke dort stationiert gewesen. Der Hauptherd der Krankheit in Europa ist in Estland, in Lettland und in Norwegen. Diese Länder haben eigene große Heime. Wie mir der medizinische Leiter der Anstalt in Memel, Landesmedizinalrat Kirmizige, sagte, sind die Nachrichten über eine Erfindung eines Mittels gegen die Lepra gegenstandslos. So etwas gäbe es noch nicht. Und wenn da neulich publiziert worden ist, daß in Lettland „ein wunderbarer Erfolg gezeitigt wäre“, indem vier gefesselte Kranke in Gegenwart des Staatspräsidenten entlassen worden seien, so ist das nichts Besonderliches. Auch in Memel sei das vorgekommen, aber nicht infolge der Heilmethode, sondern einfach deshalb, weil sich die Krankheit von selbst in sich verapfelt hatte, so daß keine Gefahr für Ansteckung bestand. (Diese Leute blieben dann aber auch weiterhin unter ärztlicher Kontrolle.) Er habe im übrigen die Erfahrung gemacht, daß Lepra nicht ansteckender sei als Tuberkulose. Die Ansteckung könne nur erfolgen durch Berührung der Wundsekrete und durch Gegenstände, die der Kranke mit seinem Nasenschleim berührt hat. In jedem Falle aber muß der diese Gegenstände berührende Mensch selbst eine Wunde haben, in die die Bazillen eindringen können. Daß das Pflegepersonal sich angesteckt habe, sei aus den europäischen Leprosheimen bisher nicht bekannt geworden. Wenn es aber einmal vorgekommen sein sollte, dann sei es schließlich nur darauf zurückzuführen, daß auch Krankenschwestern und Ärzte nicht gegen Krankheiten gefeit sind.

Fritz Hirschfeld.

Aus der Jugend des Eiffelturms.

Von einem Leser wird uns geschrieben: Im Anschluß an die Mitteilung des „Abend“, daß der Eiffelturm in Paris wegen der vielen Reparaturen abgetragen werden soll, möchte ich einiges erzählen, was ich selbst vor vielen Jahren erlebt habe.

Es war im Jahre 1889, zur Eröffnung der Pariser Weltausstellung, als der Eiffelturm seine erste Jugend verlebte. Ich hatte Anfang Juli, an einem Sonnabend, in Metz zu tun. Ich entschloß mich, den Sonntag in Paris zu verweilen und mir die Ausstellung anzusehen. Der Zug ging nur bis Commercy; hier mußte gewartet werden, bis der Schnellzug von Straßburg über Verdun hielt, um uns nach Paris zu befördern. Beim Warten erlebte ich eine heitere Episode.

Nachdem ich im Wartesaal Ploß genommen hatte, hörte ich an einem Nebentisch einen starken Herrn auf seine beiden hübschen Töchterchen schimpfen. Worte wie „Sotrament“, „Jesus Maria“ und „Höht nun eine hohe Schule besucht und in ein Kloster permennt und könnt mit an paar Worte französisch plauschen. Kann für meine Gulden kan Speiß und Trank bekommen“. Ich spitzte meine Ohren und rief ihm in deutscher Sprache zu: „Was wollen Sie denn essen?“ Im Nu sprang der Herr mit seinen beiden Backfischchen an meinen Tisch heran und umarmte mich stürmisch, und die Töchterchen wollten es ihm beinahe nachmachen. Ich rief den Kellner, und Vater und Kinder konnten sich gütlich tun.

Es dauerte nicht lange, so wurde abgerufen: „Zug nach Paris!“ Meine Mitreisenden stiegen in eine höhere Klasse ein. Die dritte Klasse war wie ein Gefängnis, denn jeder Reisende hatte seinen Sitz allein, rechts und links befand sich eine Bretterwand, so daß man sich nur mit dem gegenüber sitzenden Reisenden unterhalten konnte. Jeder der Mitreisenden hatte eine Flasche Wein bei sich, so daß, als der Zug in Epervanay Aufenthalt hatte, die Hebe im Wartesaal, die für 25 Centimes ein Glas Champagner ausshenkte, wenig Zuspruch hatte. Gegen Morgen sollte der Zug auf dem Straßburger Bahnhof in Paris ein. Hier wurde ich von dem Vater, welcher, wie ich später erfahren hatte, ein reicher Bierbrauer aus Thurn-Teplitz war, mit seinen beiden Töchtern empfangen. Doch mußte ich mir die Herrschaften abwimmeln, da mein Aufenthalt für den einen Tag keine Zeit übrig ließ.

Nun spazierte ich durch den Boulevard de Strasbourg und andere Straßen, die morgens vor Schmutz starrten. Vor jedem Hause lag ein Haufen Müll und Küchenabfälle, und die Straßenkehrer walteten ihres Amtes. Auch sonst machte Paris am Morgen einen schlechten Eindruck, die Frauen und Mädchen gingen in Unterrod und Radstößen einher. Gegen neun Uhr besuchte ich die berühmte Madeleinekirche. Ganz in der Nähe ist der Place de Concordia und der Jardin de Luxembourg, wo elschloßringische Knaben militärisch exerzieren wurden.

Nun begab ich mich zur Ausstellung. Schon am Straßburger Bahnhof fiel mir der alles überragende Eiffelturm auf. Ich fuhr sofort nach oben. Im ersten Stock waren mehrere Restaurants, wo man sich erst erfrische. Dann ging es zum zweiten Stockwerk. Hier konnte man seinen Namen und anderes drucken lassen. Schließlich kam man im dritten Stockwerk an. Schon unterwegs wackelte es so sehr, daß einige Damen laut aufschrien. Endlich, nach einer Dauer von nur zehn Minuten, wurde das Ruppe aufgerissen,

man lud uns ein, herauszugehen und in das Teufelsloch hineinzutreten. Da schauelte es hin und her, so daß mir Sehen und Hören verging. Der alte Amalthe, der dort stationiert war, hatte nichts weiter zu tun, als die Gäste zu beruhigen. Mit knirschenden Zähnen schlenkerte ich zu einem Fenster und sah unten ganz Paris, aus lauter Zwerghäuschen bestehend.

Am Abend, auf der Wanderung nach dem Straßburger Bahnhof, lehrte ich in eine Brasserie ein. In meiner Jersireueit nach den Strapazen des Tages kamen mir die aufgeschlagenen Kräfte alt vor und ich drückte in deutscher Sprache mein Mißfallen aus. Da wurde ich aber bald das Lokal verlassen, denn die danebenliegenden Franzosen riefen: „Diablo de Prussie!“ Nach verschiedenen Irrfahrten erreichte ich spät abends den Bahnhof. Ich hatte mich aber verspätet und der Zug war ohne mich abgefahren. Nun besuchte ich noch den Montmartre. In jedem Hause hat sich ein anderes Bergnügen. Trug der späten Nacht war der Verkehr auf den Straßen sehr stark und man hörte fast bei jedem Schritt eine andere Sprache. Gegen Morgen landete ich endlich auf dem Bahnhof; ich fuhr wieder gen Metz, um meine geschäftliche Tätigkeit fortzusetzen.

Th. A.

Der Wunderdoktor mit der Hornbrille

Der Vorgang, der hier kurz geschildert werden soll, läßt sich auf die einfache Formel bringen: Die Dummheit werden nicht alle. Herr Reswetter in Georgswalde an der sächsisch-schlesischen Grenze bildet eine seiner typischen Erscheinungen, die auf ihren Vorteil bedacht, die „Nationalität“ der anderen ausnützen. Er hat viele, was ihm behilflich war, vorwärts zu kommen: Eine einnehmende Erscheinung, und vor allem eine schwarze Hornbrille. Sechsmal wegen verschiedener Delikte verurteilt, tauchte Reswetter zuerst als Händler mit verschiedenem Krimokrams auf. Da der Handel mühselos und wenig lukrativ war, sah er sich nach besseren Verdienstmöglichkeiten um. Er hängte die Hausiererrolle, wie früher die Zimmerer an den Nagel und etablierte sich als Naturheilkundiger Dr. Reswetter. Erst in Rumburg. Dann in Niederschönberg. Und dann blühte sein Weizen in Georgswalde. Hier war er bald eine gesuchte Persönlichkeit. Im Gasthof zur Haltestelle behandelte er. Sein Patientenkreis wuchs von Tag zu Tag. Reswetter behandelte alles, was ihm in die Hände kam. Es gab keine Krankheit, die er nicht zu heilen gewußt hätte. Medikamente, Teaktäichen, Pillen, Salben, Tränkschen, alles war bei ihm zu haben. Unter seinen Kunden befanden sich auch solche aus den „besseren Kreisen“. Der „Wunderdoktor“ führte genau Buch über seine Praxis und verstand es glänzend, für sich Reklame zu machen. Er trieb großen Aufwand, Autofahrten waren bei ihm die Regel, ausgedehnte Bummelreisen wiederholten sich immer wieder. Er war ein fecher Kerl, der lebte, der auch leben ließ, und der es auch konnte, denn seine Honorare erreichten eine ansehnliche Höhe. Die Bezugsquelle seiner Medikamente war eine Rumburger Drogerie, von der er anscheinend auch einen Teil seiner ärztlichen Kenntnisse bezog. Doch schließlich schritt die Gendarmerie ein. Seine Patienten diesseits und jenseits der Grenze müssen nun ohne ihren fechen Arzt mit der Hornbrille auskommen.



Giganten der Landstraße

Ein Rennfahrer-Roman von André Reuze. Übersetzt von F. A. Angermayer

Copyright by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Die große „Tour de France“ führt die „Giganten der Landstraße“, die berühmtesten Rennfahrer der romanischen Länder, durch die schönsten Teile Frankreichs. Der Sport-Schriftsteller Ravenelle und der Maler Mainguy begleiten sie im Auto. Viele Teilnehmer sind schon zurückgeblieben, die Anstrengungen des großen Rennens waren zu groß für sie. Aber auch die Spitzengruppe lockert sich zusehends. Die einzelnen „Stille“, die Vertretungen der großen Fahrradfabriken, setzen ihre ganze Kraft ein, um den Sieg in den einzelnen Etappen und im Gesamtrennen davonzutragen. Aber mit Energie und sportlichem Können allein ist es nicht getan. Man muß den Gefahren entgegenstehen, die überall auf einen lauern. Es sind nicht nur Nadeln, die von der Konkurrenz auf den Weg gestreut werden; auch der Alkohol soll die gegnerischen Champions müde machen und schließlich wird auch noch die Liebe, oder was sich dahinter verbirgt, als Hindernismittel eingesetzt.

(16. Fortsetzung.)

„Abgemacht, Bouzigues!... Und nur den Mut nicht verlieren!“

Weiter vorn rollten die Italiener Costanza, Pellegrini und Sartorio. Costanza verstand kein Wort Französisch. Pellegrini konnte nur durch eine Sammlung seines ganzen Dorfes, bei der sich selbst der Pfarrer nicht ausgeschlossen hatte, die Rundfahrt bestreiten. Sartorio war Mechaniker, Bildhauer, fliegender Händler und Clown auf Jahnmärkten. Er hatte sich schon in der ganzen Welt herumgetrieben und wurde immer wieder von seinem Zigeunerblut in neue Abenteuer gestürzt.

„Dort fährt die „rote Batterie!“ rief Boufi.

Bohrhaftig, dort rollte Arthur Clapillon, seine Augen glänzten im Fieber, und seine Pedalstritte waren abgehockt und verkrampft. „No, noch immer dabei?“ fragte Bouzigues, der sich bereits an den Umgang mit Fahrern gewöhnte.

„Diesmal riecht's sauer!“ jammerte Clapillon. „Ich weiß nicht, was ich in diesem Jahr in den Beinen habe! Wie Meis hängen sie mir runter, und es kommt mir vor, als hätte ich Pflastersteine im Brotlaib.“

„Gib doch lieber auf, Menschenkind!“ rief Boufi.

„Und mein Fahrradboden? ... Das Geschäft geht ohnehin schon schlecht genug. Wenn ich jetzt aufgehe, ist meine ganze Reklame vom Vorjahr beim Teufel.“

Und oben setzte er das Rennen fort und quälte sich auf der Sandstraße zwischen Hecken und Sträuchern.

Ein anderer „Tourist“ namens Joos war Bergmann. Im Sommer schlachtete er Straßen, im Winter Kohlenstaub.

„Was schmeckt am lieblichsten, Joos?“

Er lachte, daß seine herrlichen weißen Zähne schimmernten, wiegte unmerklich den Oberkörper im Sattel und tanzte, einzuatmen, einzuatmen, im raschen Rhythmus seiner behaarten Beine auf den Pedalen.

Dann sagte er:

„Das läßt sich nicht vergleichen. Im Schwitz sieht du nichts, kriecht aber hier und da Affenprämiem. Hier sieht du ja viel, daß du Brillen aufsetzen mußt, die Prämien aber, hahaha... müdest du nicht.“

Zwei andere „Touristen“, Grisel und Jagoret, unterhielten sich schelmisch ganz gut und führen ein sehr anständiges Tempo.

„Hallo, die Herren Bretonen, wohin denn so schnell? Habt ihr's denn so eilig?“

„Ich möchte noch vor Nantes zur Spitzengruppe aufschließen.“ erwiderte Grisel.

Er hatte ein feines, sympathisches Gesicht und intelligenter Augen. Seine Sprechweise verriet eine gewisse Bildung.

„Aha, weiß das eure Heimat ist?“

„Ja! Ich möchte, daß mich möglichst viel Menschen sehen. Ich fahre nämlich die ganze Rundfahrt nur mit, um meine Angehörigen zu ärgern.“

„Das ist aber eine komische Idee!“

„Mein Vater ist Arzt. Schade, daß die Straße nicht durch die Rue Crébillon führt, da wohnen wir. Ich will zum Theater, müssen Sie!“

„Sie scheinen es aber auf ganz sonderbare Weise anzustellen.“

„Meine Familie hat mir weitere Unterstützung verweigert, also spiele ich zunächst kleine Aushilfsrollen am „Obéon“ und verdiene mir im Sommer, da ich gute Beine habe, mit Rodrennen mein Geld. Vielleicht läßt sich mein Vater, aus Besorgnis, einen Rennfahrer zum Sohn zu haben, allmählich herbei, mir wieder Unterstützung zu gewähren. Mehr will ich ja gar nicht, denn glauben Sie mir, auf die Dauer macht es keinen Spaß, die Landkarte von ganz Frankreich mit den Pedalen nachzuzeichnen!“

Der Wagen fuhr wieder eine Strecke weiter. Ein kleines Häuflein von Einzelfahrern quälte sich schweigend auf der staubigen Straße.

„Was, es gibt Sportberichterstattung, die sich sogar für uns „Touristen“ interessieren? Das ist, weiß Gott, ganz neu.“ sagte einer, der schon ganz fahl und hinsichtlich aussah.

„Du bist das, Bouzon?“ rief Boufi.

„Natürlich, ich bin's. Aber als Berater der Rundfahrt habe ich die Nase schon gründlich voll. Keine Fabrik will mich mehr unterstützen, obwohl ich auch heute noch meinen Mann stellen könnte, wenn ich entsprechend gepflegt und unterstützt würde. In Schwes geb' ich auf. Die Kanonen kriegen, was sie wollen, und uns wirft man ab und zu ein belegtes Brötchen hin. Seit Paris sind schon vierzig „Touristen“ ausgeflogen.“

Wie ein Befehlener trat er in die Pedale und fuhr weiter.

Vor dem Auto rollte der muskelstarke und scheinbar uner müdliche Croimans. Er war Fahrradhändler in Büttich und konnte schon dreimal nacheinander die Rundfahrt als Sieger der Touristengruppe beenden. Auch jetzt befand er sich wieder allein an der Spitze seiner Kavallerie.

„Wenn ich heimkomme, stelle ich mein Rad, so wie es hier ist, dreifach und staubig, in meine Auslage und verkaufe dann jeden Tag fünfzig Raschunen.“

In seiner Gesellschaft turbinete der Delikatesse Restozzo aus Toulon, der die Holzrinne eines Zirkus aus der Provence zum Kar zu gern hätte erlösen wollen, um sich ein wenig Geld zu verdienen, doch seine „Kunststücke“ waren ihm nicht durchzuballen.

„Hinterherhaken!“ rief er. „Ich möchte, daß die Touristen nicht zu weit vorkommen.“

Distribué. Da er trotz der niederjüngenden Sonne von einer Gummipolsterung bedeckt war, die bis zum Sattel niederhing, konnte man nicht einmal seine Kummer sehen.

„Du fürchtest wohl schlechtes Wetter?“

„Ach wo! Aber ab ich den Gummimantel so oder so schlepe, ist ja dasselbe!“

Und er fügte hinzu:

„Ich fahr' zum erstmal mit und lieg' an vierter Stelle! Ganz gut, nicht?“

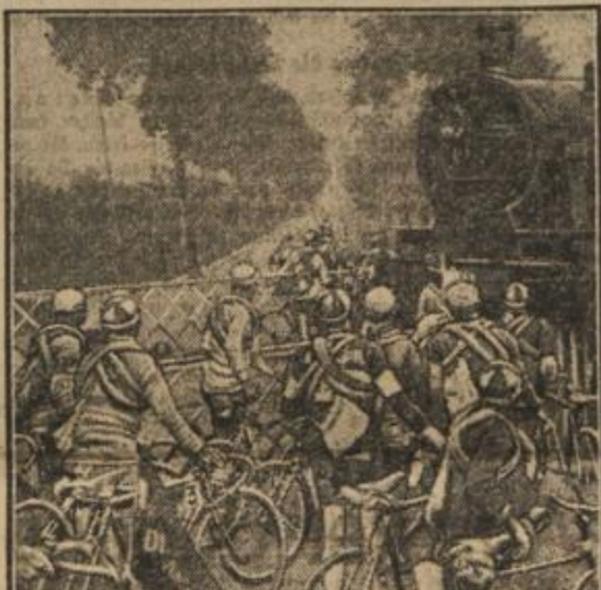
Allmählich kam das Auto wieder in die Nähe der wirklichen Rennfahrer. Hier und da sah man mitten unter den Touristen irgendeinen Klafffahrer, der durch Defekte zurückgefallen war. Schweißgebadet, mit staubschwarzem Gesicht und fixen Blicken, gaben diese Pechvögel mit mühsam ergreifendem Mut ihr Bestes her, um wieder zur Spitzengruppe aufzulassen.

Auch Crausse befand sich unter denen, die Reifenschäden hatten, und Ravenelle tief ihn an:

„No, Crausse, willst du uns nicht deinen Trick verraten, auf den du so stolz zu hause scheinst?“

Crausse zwinkerte mit den Augen:

„Trick ist eigentlich zumiel gelogt. Ich hab' nur ein sehr empfindliches Sichtfeld, und da hat mir ein Amerikaner, der immer die Sechstagerrennen mitfährt, ein gutes Mittel gegeben. Man muß sich nämlich den Allerwertesten richtig gerben. Nicht Luge lang schmieri man ihn mit einer Mischung von Glycerinal und Gerbsäure ein, und dann wieder acht Tage mit Gerbsäure und reinem Spiritus. Dann jimmu's! Auf diese Weise spür' ich nichts vom



Schon rannte Vorbist über die Geleise...

Sattel und krieg sie alle klein.“ Lachend sprang er aufs Rad und raste weiter.

„Eine schöne Nummer.“ sagte Ravenelle.

Nach einem rasch eingenommenen Mittagbrot fuhr der Wagen mit achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit zur Spitzengruppe. Nichts war hier inzwischen vorgefallen. Dreißig Fahrer waren nicht beifommen und sprangen, wenn sie an einem Baumstamm vorbeikamen, rasch vom Rad, um ihre Flaschen zu füllen. Sie wählten die hübschen Frauen, die die Rennbestimmungen nicht kannten, freundlich, aber energisch. Nicht alle begnügten sich mit einem bloßen Schluß aus der Aluminiumtasche. Manche goß sich unterm Fahren das kühle Wasser über den glühenden Kopf.

Hinter Rantes bestand die Spitzengruppe noch aus 25 Mann. Völlig ermattet startete Le Boyec auf das schnelle Hinterrad Argenteros und klammerte sich mit geradezu wunderbarer Zähigkeit an den Sattel. Unerträglich Schmerz quälte ihn. Seine Maschine schien ein geschliffenes Messer geworden zu sein, das ihm tief ins Fleisch schnitt. Zweimal war ihm der Reifen abgesprungen, und zweimal war es ihm gelungen, wieder aufzuschließen. Ein drittes Mal würde er verloren sein...

Jetzt führte Lampier den Reigen an. Seine Führung wurde immer schneller. Vorbist, Mirrales und Argenteros ließen Lampier keine Sekunde aus den Augen.

Er fuhr Rante, um dem Wind auszuweichen, gleichzeitig aber, um die anderen zu zwingen, selbst zu turben. So brauchte er nur die Begier zu seiner linken Seite zu überwinden. Blanc-Resnil und Chesillard, die dicht hinter ihm rollten, regelten ihre Geschwindigkeit nach der seinen.

Zwischen Beaulieu-sous-la-Roche und La Roche-Beaucourt begann der Landesmeister durch eine Serie schnell aufeinanderfolgender Jagden den Kampf zu eröffnen. Diese Taktik führte bei ihm fast immer zum Erfolg. Nur ganz wenige Fahrer konnten seinen wiederholten heftigen Ausreißversuchen standhalten. Sie rasch umwendend, taktierte er den bereits errungenen Vorsprung. Schien er ihm groß genug, pflegte er ohne anzuhören weiterzurasen. Selbst wenn er sich zeitweilig enthalten ließ, um nur desto wütender einen neuen Vorstoß zu machen, schüttelte er das ganze hintere Rad durcheinander und erreichte, daß die schwächeren Fahrer abfielen.

Lampier fühlte sich pudelmohl. Das wußte er allerdings seit Profi sorgfältig den anderen zu verbergen. Er hatte mit Blanc-Resnil und Chesillard abgemacht, ungefähr 25 Kilometer vor Les Sables d'Ormes „abzufahren“. So oft er aber auch einen Ausreißversuch unternahm, so oft er immer wütender und verbissener anraste, hing sich die ganze Meute an seine Fersen. Erst vor dem Dorf Saint-Mathurin war es ihm gelungen, einen klaren Vorsprung von hundert Metern zu erringen, und nur Vorbist vermachte sein Hinterrad einigermassen zu halten.

In der Nähe dieses Dorfes befand sich ein Bahnhöfchen, dessen Schranken geschlossen waren. Lampier brach sie, um über die Barriere zu springen. In diesem Augenblick gab es einen Knall, und sein Vorderrad rief ohne Luft in der Felge.

Schon rannte Vorbist über die Geleise und sprang über die zweite Bahnbarriere. Brillende Menschen reckten die Arme empor. Ein unendlich langer Güterzug rollte mit dumpfem Getöse vorüber. Durch die Rigen der Wagen sah man das weißgelbe Erntedon von Vorbist und seine blühend rotierenden Beine, die sprunghaft dem Ziel zuflüchten.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Wortwechsel im ZK. der KPD.

„Ho, Schurke, du bist verführerisch!“

„Idiot, ich bin doch linker Zentrifug im rechten Halbbloch!“

Der Vorhang.

Das Ensemble des Magdeburger Stadttheaters spielt „Die blauen Räder vom Lindenhof“ auf der Bühne einer kleinen Stadt.

Bühne, ja wohl, aber keine Theaterarbeiter.

Als das Stück zu Ende, muß die Raine den Vorhang herunterlassen.

Die Schauspieler verbeugen sich, starker Applaus, der Vorhang kommt nicht. Das Klatschen wird stärker. Die Schauspieler verbeugen sich, der Vorhang kommt noch nicht. Das Publikum lacht, lacht stärker, die Schauspieler verbeugen sich, der Vorhang kommt nicht. Das Publikum brüllt.

Endlich stürzt der Direktor nach hinten. Die Raine hat, ohne es zu merken, an einem falschen Strick gezogen und hinter den Schauspieler war in dem aufgebauten Zimmer der Waldprospekt mehrere Male auf und nieder gegangen.

Der gestohlene Himmelsschlüssel.

In der Druckerei der Inneren Mission in Oslo, der Hauptstadt Norwegens, ist auf geheimnisvolle Weise ein Teil des Druckes einer gegen den Katholizismus gerichteten Kampfschrift „St. Peter-Himmelsschlüssel“ gestohlen worden. Das Buch sollte gerade in einer neuen Auflage erscheinen. Niemand bemerkte nun zufällig einen Mann, der mit einem unter dem Rod verborgenen Paket die Druckerei verlassen wollte. Als der Fremde sich beobachtet sah, ließ er den Paden fallen und ergriß die Flucht. Nach seiner Verhaftung zeigte sich, daß er den Bleisatz zu zwei Druckbogen der Kampfschrift entwendet hatte. In der Öffentlichkeit von Oslo beschäftigt man sich mit der Frage, ob es sich hier um einen gewöhnlichen Metall-Diebstahl oder um die Tat eines religiösen Fanatikers handelt.

Ein junger Massenmörder.

Die Benningrader „Rote Zeitung“ berichtet: Der Oberste Gerichtshof der Sowjetunion hat in Sachen des wegen Diebstahls aus der kommunistischen Jugend ausgeschlossenen Jungkommunisten Chalkin verurteilt. Chalkin hat im Alter von 12 Jahren seinen Vater ermordet, im Alter von 14 Jahren seine Schwester; im Alter von 16 Jahren die Frau seines Bruders und im Alter von 18 Jahren einen verurteilten Mörder an der zweiten Frau desselben Bruders begangen. Das Uralsche Bezirksgericht

hat Chalkin für enormal erklärt und ihn in der Anstalt für geistig Minderwertige unterbringen lassen. Da aber drei ärztliche Gutachten Chalkin zu verschiedenen Zeiten für geistig völlig normal erklärt haben, hat der Oberste Gerichtshof der Sowjetunion die Sache zur nochmaligen Verhandlung an das Gericht überwiesen. — Ein einzig dastehender Fall, dieser junge Massenmörder! Und er sollte geistig gesund sein? Unmöglich!

Der größte Untertunnel.

Der immer stärker anwachsende Kraftwagenverkehr zwischen den Städten New York und New Jersey und die damit verbundene täglich größer werdende Zahl der Unglücksfälle machte eine großzügige Verkehrsregelung notwendig. Im Jahre 1929 stimmte man dem Plan eines großartigen Tunnelbaus zu, der von einer Ingenieurkommission R. Holland vorgelegt worden war. Man mußte die Fertigstellung des Projektes beschleunigen, weil zum Ueberlegen der Kraftwagen an dieser Stelle der Hudsonufer nur einige Dampfzüge zur Verfügung standen. Diese waren besonders an Sonn- und Feiertagen so in Anspruch genommen, daß die Fahrzeuge oft stundenlang auf das Ueberlegen warten mußten.

Bei der Länge des Tunnels und dem starken Verkehr mit Kraftwagen war die Lüftungsfrage von größter Bedeutung; die gütigen Auspuffgase hätten ein schweres Verkehrsbedenken dargestellt. So wurde von dem Ingenieurstab des Tunnels in Verbindung mit dem Bergamt der Vereinigten Staaten in einem für diesen Zweck hergerichteten ehemaligen Bergwerk Versuchs zur Ermittlung der Menge und Giftigkeit der Auspuffgase angestellt; auch von der Universität Illinois wurde im gleichen Sinne gearbeitet. Das Ergebnis der nach unseren Begriffen Unzuverlässigen Vorversuche ließ darauf hinaus, daß eine Mischung von vier Teilen Kohlenoxyd und 10 000 Teilen Frischluft auf eine Stunde für den menschlichen Organismus unschädlich ist und daß die benötigte Frischluft durch umfangreiche, geschickt verteilte Maschinenanlagen zugeführt werden müsse.

Der Tunnel, nach seinem Erbauer Holland-Tunnel genannt, war für die Beförderung von 15 Millionen Fahrzeugen jährlich vorgesehen, wobei man berechnete, daß diese Zahl etwa um das Jahr 1937 herum erreicht sein dürfte. Wie so oft in der letzten Zeit, sind auch hier die Berechnungen hinter der Wirklichkeit weit zurückgeblieben. Kaum dem Verkehr übergeben, stellt sich der Riesen-tunnel schon als zu klein heraus, die berechnete Höchstgrenze ist fast erreicht, der Kraftwagenverkehr in New York wächst weiter rapide an.

Die feindlichen Verwandten.

Ein Erbschaftsstreit vor dem Arbeitsgericht.

Frau Marta, die Tochter eines mährischen Kleinbauern, ist in Berlin mit einem Arbeiter verheiratet. Als der arbeitslos war, schickte ihn seine Frau zu ihrer Mutter. Diese bewirtschaftet mit Hilfe ihres ältesten Sohnes das kleine Gut seit dem Tode des Mannes. Martas Mann half die Woche über in der Wirtschaft, erhielt sein Essen und weilte Sonntags bei seiner Frau in Berlin. So ging es Jahr um Jahr. Nicht ohne gelegentliche Reibereien, denn Maria grüßte ihrer Mutter, weil sie bei ihrer Verheiratung weniger an Aussteuer bekommen hatte als die ältere Schwester.

Schließlich kam es auch zum Krach zwischen Martas Mann und der Schwiegermutter. Der Mann zog ab und verlangte Arbeitslohn für die ganze Zeit, wo er in der Wirtschaft seiner Schwiegermutter geholfen hatte. Das wurde verworfen.

Als trafen sich die feindlichen Verwandten vor den Schranken des Arbeitsgerichts. 600 M. Arbeitslohn verlangte Martas Mann. Er war der Kläger, sagte aber kaum ein Wort. Alles, was zu sagen war und noch mehr, das sagte seine Frau mit großer Jungenferigkeit und heftiger Feindseligkeit gegen ihre Mutter, die der Tochter im Gebrauch scharfer Worte und ebensolcher Vorwürfe nicht nachstand.

Die Lohnfrage war unbegründet, denn ein Arbeitsverhältnis hat hier nicht bestanden. In Wirklichkeit führte Frau Marta einen Kampf um ihren Anteil am väterlichen Vermögen. Sie fühlt sich durch ihre Mutter benachteiligt. Der ältere Bruder wird die Wirtschaft bekommen. Die ältere Schwester hat bei ihrer Verheiratung zwei Betten, Wäsche und noch Geld erhalten. Marta hat nur ein Bett bekommen. Sie will ebenfalls haben wie die Schwester, und zwar sogleich, damit ihr die jüngeren Geschwister nicht zuvorkommen und für sie selbst nichts mehr übrig bleibt.

Dieser Streit gehört ja nicht zur Kompetenz des Arbeitsgerichts. Aber der Richter, vor dessen Schranken solche Kleinbürgerlichen Familienwirtschaften in der Masse von Lohnklagen öfters ausgefochten werden, bemüht sich, einen Vergleich zustande zu bringen, der den Grund des Familienstreites aus der Welt schaffen soll. Allein die beglückte Bäuerin will nichts hergeben. Sie droht, sie werde das Gut, das sie als Alleinerbin von ihrem Manne erhalten hat, verkaufen, von dem Gelde könne sie in Berlin leben und nach ihrem Tode werde für die Tochter nichts mehr übrig bleiben. Frau Marta entgegnet schlagfertig: „Wenn die Wirtschaft verkauft wird, haben wir das Vatererbe zu verlangen.“ — „Ach der,“ — antwortet die Mutter — „wir haben ja für dich schon soviel Kosten bezahlt, als du dich in Berlin herumgetrieben hast.“ — „Ach

habe mich nicht herumgetrieben, du bist ja auch nicht die Beste,“ schreit die Tochter ihrer Mutter ins Gesicht. — Die Mutter wirft der Tochter vor: „Du hast mich ja bestohlen“ und zählt ein Register von Sachen auf, die sich die Tochter angeeignet haben soll. Diese entgegnet: „Ich habe dich nicht bestohlen. Das hat die Emma genommen und die hat zwei Betten, Wäsche und noch 500 M. gekriegt. Ich will mein zweites Bett und Wäsche haben.“

Der Richter formuliert einen Vergleichsvorschlag: Die Beklagte soll sich durch notariellen Erbvertrag verpflichten, ihre Tochter Marta bei der Verteilung des Erbes nicht schlechter zu stellen als die anderen Geschwister, sie soll ihr bald ein Bett nebst dazugehöriger Wäsche und als Entschädigung für die Arbeit des Schwiegermannes vier Zentner Kartoffeln liefern.

Nun streiten die Parteien darüber, wie die Kartoffeln, falls der Vergleich angenommen werden sollte, nach Berlin zu schaffen sind. „Sie kann sie sich holen“ — sagte die Bäuerin — „sie muß sie sich ausbuddeln, sie sind ja noch auf dem Felde.“ — Darauf Frau Marta: „Da soll ich noch hingehen, wo du meinen Bruder ausgeheißt hast, daß er meinen Mann blutig geschlagen hat?“ — Man verständigt sich nicht ohne Schwierigkeit über den Transport der Kartoffeln. Sie sollen von der Bäuerin nach der nächsten Bahnstation geliefert werden. Von dort wird sie Frau Marta nach Berlin befördern. Da Marta befürchtet, sie werde von ihrer Mutter mit einem schlechten Bett angeheimelt werden, verlangt sie, daß im Vergleich ausdrücklich bemerkt werde, es müsse ein neues Federbett sein. — Auch das wird zugestanden.

Nun erscheint im Gerichtszimmer Martas Schwester, die zwei Betten und 500 M. erhalten hat. Der Anblick dieser Frau genügt, um erneut feindselige Auseinandersetzungen hervorzurufen. Unter dem Einfluß dieser Stimmung wird der Vergleich abgelehnt. Das Gericht erkennt auf Abweisung der Klage und legt dem Kläger die Kosten auf. Frau Marta versichert: „Wir gehen weiter.“ Die feindlichen Verwandten werden sich also vor dem Landesarbeitsgericht wiedersehen.

Das Jdyll aus Vorpommern.

Zum Kapitel Justiz.

Am 29. September veröffentlichten wir eine Zuschrift „Stahlhelm und Justiz. Ein Jdyll aus Pommern“ von Artur Becker, Barmmannshagen. Dazu erhalten wir von der Bezirkspressestelle Stettin eine längere Zuschrift, der wir das Folgende entnehmen. Der wahre Sachverhalt ist folgender:

In Nummer 279 (aus 1924) der „Greifswalder Volkszeitung“ und der in Straßund erscheinenden Zeitung „Der Vorpommer“ hatte Herr Artur Becker in einem „Rechtspflege in Vorpommern“ überschriebenen Artikel den im jetzigen Eingekleidet „Stahlhelm und Justiz“ erneut — nach 4 Jahren! — zur Sprache gebrachten Vorfall (Tragen des Stahlhelmabzeichens) mit den abschließenden Worten erörtert, das Bild sei also dieses gewesen:

„Ein Bekannter und Anhänger der Deutschen Republik, der rechtmäßigen Staatsform, wurde abgeurteilt von einem Richter, der mit Absicht durch äußeres Abzeichen sich als Anhänger der Monarchie, als Feind der Staatsform gab, in deren Namen er Recht zu sprechen hat.“

Antlich würde darauf folgendes einwandfrei festgestellt. Der die Strafjähre abhaltende, durch die Amtsstadt deutlich gekennzeichnete Einzelrichter des Amtsgerichts hatte das Abzeichen des „Stahlhelm“, dem er gar nicht angehörte, nicht getragen; ebensowenig der Protokollführer. Bedinglich ein an der Verhandlung unbeteiligter Referendar, der zu Ausbidungszwecken als Zuhörer ohne Amtsstracht feilsch vom Richter am Richtertische saß, hatte — vom Richter nicht bemerkt — das Stahlhelmabzeichen an der Weste getragen.

Da somit der schwere und ganz unbegründete Vorwurf erhoben war, ein Richter habe sich absichtlich während seiner richterlichen Tätigkeit in öffentlicher Sitzung als Feind der Staatsform gegeben, in deren Namen er Recht zu sprechen habe, und da dieser Vorwurf noch dazu durch verallgemeinernde Zusätze auf eine ganze Strafkammer übertragen und der Versuch unternommen war, das Vertrauen der Bevölkerung in ihre richterliche Unparteilichkeit zu erschüttern, hat der Oberlandesgerichtspräsident am 11. Februar 1925 im Einvernehmen mit dem Generalsstaatsanwalt und nach Bericht an den damaligen Herrn preussischen Justizminister gemäß § 196 StGB. wegen öffentlicher Richterbeleidigung Strafantrag

gegen Herrn Artur Becker gestellt, wie es bestimmungsgemäß an seinen Amtspflichten als den beleidigten Richter vorgesetzter Dienstbehörde gehörte. Das gerichtliche Hauptverfahren wurde entsprechend der Anklage der Staatsanwaltschaft eröffnet, der Angeklagte aber durch ein bald darauf ergangenes Amnestiegesetz von seiner strafrechtlichen Verantwortung befreit.

Der Referendar, der das Stahlhelmabzeichen im Gerichtssaal getragen hat, wurde im Dienstaufsichtsweg zurechtgewiesen, was wohl auch Herrn Artur Becker bei seiner milden Einstellung zu dem Referendar genügt. Der Oberlandesgerichtspräsident nahm aber ferner den Vorfall auch zum Anlaß, in einer Rundverfügung vom 18. Januar 1925 die ihm unterstellten pommerschen Gerichte darauf hinzuweisen, „daß es den besonderen Bedürfnissen der Rechtspflege, die von dem Vertrauen aller in gerichtlichen Angelegenheiten jeweilig Beteiligten in ihre volle Unparteilichkeit getragen sein muß, nicht entspricht, wenn Beamte im Dienst Abzeichen tragen, die einer politischen Deutung unterliegen und dann bei Andersdenkenden den Eindruck einer ihnen abträglichen Voreingenommenheit erwecken können“.

1. Kreis Müste. heute, Montag, 15. Oktober, 18½ Uhr, bei Dobroslaw, Swinmünder Str. 11, Sitzung des engeren Kreisvorstandes. — Um 19½ Uhr ebendort Sitzung des erweiterten Kreisvorstandes.

Der Unterausschuß Tempelhof (Ortsausschuß Berlin des NDGB) hat seine Versammlung der Betriebsratsmitglieder und Funktionäre nicht zu heute Montag, einberufen, sondern zum kommenden Montag, den 22. Oktober, um 17 Uhr, bei Finger, Dorfstraße 52.

Musikinstrumentenarbeiter!

Dienstag, den 16. Oktober, nachmittags 8 Uhr, in den Umbrausälen, Schweserstr. 21, Brandenburgerstr. 10, Sitzung des Ausschusses für Kapitalistische Nationalisierung und Isolierung der Berufsarbeit. Ausschussangehörigen.

Die Todesanzeige Paul Rieger ist durch einen bedeutenden Irrtum in der Zeitsangabe nicht erschienen. Sie steht im Infortenteil der vorliegenden Ausgabe.



Montag, 15. Oktober, Berlin.

- 16.00 Dora Hansen-Bianchi: Forderungen und Wünsche der berufstätigen Frau an Wohnungsbau und Heimgestaltung.
- 16.30 Novellen. Geno Ollrich: 1. Ziselok; 2. Angela (gelesen vom Verfasser).
- 17.00 Konzert. 1. Heßus: Sonate C-Dur Nr. 7. für Violine und Klavier. in einem Satz (Hilde Elzger, Violine, und Bruno Seidler-Winkler, Klavier). — 2. Schumann: a) Die beiden Orenadieren; b) Waldgespräch (Leopold Alexander, Berlin). — 3. Schubert: Sonate A-Dur (Nachgelassenes Werk); Allegro — Andante — Scherzo — Rondo (Theophil Demetrescu, Flöte). — 4. Brahms: a) Die Mainacht; b) Requiem (Leopold Alexander). — 5. Handel-Fischel: a) Gebet; b) Jubels Harf (Hilde Elzger; am Flügel: Bruno Seidler-Winkler).
- 18.00 Hans-Bredow-Schule, Sprachunterricht. Studienrat Friebe und Lektor Mann; Englisch für Anfänger.
- 19.00 Dr. Schmidt: Die Bedeutung der biologischen Schädlingsbekämpfung für den Kleingarten.
- 19.25 Hans-Bredow-Schule, Geschichte. Prof. Hans Deibrock: Bilder aus der deutschen Vergangenheit (III).
- 20.00 Leo Gruner (gest. 21. August 1926). Einleitende Worte: Hermann Katsch. Vorlesung aus den Werken: Ernst Ginzberg.
- 20.30 Internationaler Programm Austausch. Uebertragung von Wien: „Musik aus Oesterreich“. Dirigent: Professor Rudolf Nilius. 1. Mozart: Sinfonie A-Dur. — 2. Haydn: Menuett F-Dur. — 3. Schubert: Menuett, Ländler und Walzer (bearbeitet von R. Nilius). — 4. Schubert: Ballettmusik aus „Rosamunde“. — 5. Schubert: Militärmarsch. — 6. Joh. Strauß: Ouvertüre zu „Lindgrün“. — 7. Joh. Strauß: Frühlingstrimmwalzer (Maria Gerhart von der Staatsoper Wien, Gesang). — 8. Joh. Strauß: Pizzicato-Polka. — 9. Jos. Strauß: Späherklänge. — 10. Joh. Strauß, Vater: Radezky-Marsch. — 11. Joh. Strauß, Sohn: An der schönen blauen Donau (Wiener Philharmoniker).

Königs wusterhausen.

- 16.00 Stud.-Rat Friebe, Lektor Mann: Englisch (Kulturkundlich-literarische Stunden).
- 16.30 Prof. Stolze: Der deutsche Bauernkrieg (III).
- 18.00 Prof. Walther Josephson: Peter Cornelius als Komponist und Dichter.
- 18.30 Stud.-Rat Friebe, Lektor Mann: Englisch für Anfänger.
- 18.55 Dr. Frh. v. Berlepsch: Der wissenschaftlich naturliche Vogelschutz und seine Bedeutung für den Pflanzenschutz.
- 19.20 Min.-Rat Horstmann: Werkmeisterlehrgang für Facharbeiter; Mechanik und Festigkeitslehre.
- 20.00 S. Roemer: Die Handschrift im Spiegel des Charakters. Ab 20.30 Uebertragung von Berlin.

BEACHTE AUCH KLEINE WUNDEN!

Lieber 10 Minuten Vorsicht — als 10 Wochen Blutvergiftung

Unfallverhütung durch das Bild.

Herausgegeben vom Verband der Deutschen Berufsge nossenschaften.

Erwerbslosen-Zuschußkasse für Buchbinder und Papierverarbeiter Berlin.

Unseren Mitgliedern hiermit die traurige Nachricht, daß unser Vorstandsmitglied, Kollege **Paul Rüger** plötzlich verstorben ist. Wir haben in dem Versorbenen nicht nur einen Mitbegründer unserer Kasse verloren, wir haben einen Freund verloren. Durch die jahrelange gemeinsame Tätigkeit haben wir Kollegen Rüger als einen Menschen mit edlem Gemüt und stets nur wohlwollendem Charakter schätzen und achten gelernt, er wird uns unvergesslich bleiben.

Der Vorstand.

Einäscherung heute Montag, abends 7 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße.

Schwerhörigkeit ist leicht zu ertragen

durch Benutzung des seit 23 Jahren bewährten **„ORIGINAL-AKUSTIK“** mit dem neuen u. unauffälligen **Mignon-Kleinhörer**

Deutsche Sprachwiedergabe, keine Nebengeräusche, regulierbare Lautstärke. Von ersten Ohrenärzten empfohlen. Kostenlos Vorprobung i. Bin. - Wilhelmstadt, Motzstraße 42, Berlin C 25, Alexanderpl. 2, Bin.-Reinickendorf-Ost, Briener Straße 4.

Fordern Sie Prospekt Sch. gratis. Billige Preise!

Deutsche Akustik-Gesellschaft m. b. H. 1925 Berlin - Reinickendorf - Ost, Briener Straße 4.

Engelhardt-Caramel-Malzbier

nahrhaft wohlschmeckend bekömmlich erfrischend

Aerztlich empfohlen für Kinder, junge Mütter, Erholungsbedürftige, Sportler

Beleuchtungskörper

Auch bis zu 12 Monatsraten zu günstigen Bedingungen

Raddatz & Co. Berlin, Leipzigerstr. 122-123

Am Donnerstag, dem 11. Oktober, starb plötzlich im Alter von 80 Jahren der Kollege **Paul Rüger**

Ein unermüdlicher Vorkämpfer für die Fortentwicklung der Arbeitsnachweise scheidet von uns. Paul Rüger ist 1907 im Zentralverein für Arbeitsnachweise, Abt. Buchbinder, eingetreten und 1917 von der Stadt mit übernommen worden. Er genoß das größte Vertrauen der Kollegen, die ihn mit den verschiedensten Ehrenämtern betrauten. Der Verwaltungsbezirk Friedrichshain übertrug ihm 1920 die Leitung des Arbeitsnachweises, in welchem er vorbildlich bis zu seinem Tode wirkte. Die Angestellten der Arbeitsnachweise werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Angestellten der Berliner Facharbeitsnachweise und des Landesarbeitsamtes Brandenburg.

Die Einäscherung findet am Montag, dem 15. Oktober, 19 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße statt.

Wanderkarten

L. Juergens Alexanderplatz Neue Königstr.

Blumenspenden über den Fern- oder Boten **Paul Galletta**, vorm. 1000 von Mariannenstraße 3, Ecke Rannunstraße, am Moethof, 108 04

ÖBEL ohne Anzahlung

Schlafzimmer Herrenzimmer Speisezimmer Mod. Küchen Polstermöbel Einzel-Möbel

bis zu 24 Monatsraten kaufen Sie günstig bei der

Befabe

Bemerkenswerte Geschäftsführung unter Aufsicht des Gesamtbetriebsrates des Magistrate Berlin

zur Breite Straße 7

Besonders wirksam sind die Kleinen Anzeiges in der Gesamt-Anzeige billiger des Vorwärts und trotzdem

Original-Belma

Neu! Drehbett. Ein Griff - ein Bett

Deutsches Reichspatent 488204 mit doppelseitiger Patent-Matratze

Patent-Matratzen und Ruhebetten mit Belma-Federung sind geschlossen und liegen sich nicht ein. 20 J. Gar. Ueberall erhältlich. Berl. Feder-Matr.-Fabr. Kopenstr. 29.

Verkäufe

Möbel

Valentinstagen, „Trümpfchen“, Bildarbeiten, Aufbaumatratzen, Chaiselongues, Bettel, Zigarrenschreie etc. etc. Spezialverkauf

Musikinstrumente

Stippen, überaus preiswert, Klavier, Orgel, Harmonika etc.

Fahrräder

Fahrräder, erstklassige Markenräder, Teilzahlung, Fahrradhaus Centrum, Aktienstraße neuzug.

Teilzahlung. Geringe Anzahlungen, keine Zinsen, trotzdem billig. Nur Qualitätsräder. Letzt Jahre Garantie. Neuzugabe ohne Kautionszahlung.

Kaufgesuche

Reisgerichte, Waffeln, etc. Pinnmetalle, Goldfäden, Silberfäden, Goldschmuck, Christbaum, Alpenleder, etc. etc. (Königsplatz, Köpenickerstraße).

Verschiedenes

Die Gesundheitsfrage hilft durch natürliche Kräfte: Regenbogen, Jod, Licht, Algen, etc. etc. (Königsplatz, Köpenickerstraße).

Vergnügungen

Kolibri-Café, Schönberg, Martin-Luther-Str. 69, täglich, außer Montags und Dienstags, großer Saal bei schönem Jugen.